

## Mein Schreiben als Tor

Hatten Sie schon einmal das Gefühl, dem, was bereits von anderen gesagt, gedacht, gefühlt oder komponiert wurde, nichts Substanzielles mehr hinzufügen zu können?

Warum haben Sie sich dann dennoch geäußert?

Aus Eitelkeit?

Aus Schamgefühl?

Weil Sie es nicht wahrhaben wollten?

Weil Sie die Hoffnung nicht aufgeben können, doch irgendwie relevant zu sein?

*Wie oft muss eine bestimmte Hoffnung sich nicht erfüllen, damit Sie die betroffene Hoffnung aufgeben, und gelingt Ihnen dies, ohne sich sofort eine andere Hoffnung zu machen?*<sup>1</sup>

Heute werde ich Dich endlich besuchen, beschloss ich vom Schreibtisch aufstehend, und ich ziehe die Wohnungstür zu, schwinge mich aufs Rad und fahre Dir entgegen. Es ist ein warmer Tag im August, ich fahre durch den Wald, befahre Wege, die mir seit meiner Kindheit bekannt sind, fahre am Basketballplatz vorbei, auf dem ich Hunderte von Stunden verbracht hatte, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit, damals, als ich noch glaubte, ein großer Spieler werden zu können, nehme dann die Abzweigung in Richtung zu Dir, lasse die Kaserne rechter Hand liegen, überquere die Kreuzung, komme kurz ins Grübeln, ob der Weg richtig ist, so lange war ich nicht mehr hier, fahre dann an einem Sonnenblumenfeld vorbei, das schon nahezu verblüht ist, halte an der nächsten Gärtnerei und kaufe eine noch blühende Blume, überquere die Bahngleise, biege dann rechts in die kleine Straße ein, die ich bis zum Ende durchfahre, wo ich mein Fahrrad an der Mauer abstelle. Gleich werde ich bei Dir sein, denke ich, und öffne die eiserne Pforte, marschiere den Weg entlang, suche Dich zur Rechten, dann zur Linken, versuche mich zu erinnern, gehe kleinere Wege, die vom Hauptgang nach rechts abzweigen, könnte schwören, dass es hier irgendwo gewesen sein muss, und finde Dich dann endlich, trete zu Dir, und lege meine Sonnenblume auf Dein Grab. So lange haben wir uns nicht mehr gesehen, mehr als achtzehn Jahre ist es nun her, dass Du starbst und wir uns das letzte Mal in die Augen schauten. Dein Grab ist gut gepflegt, und kurz habe ich ein wenig Angst, Deine Mutter könne jeden Moment auftauchen, weinen und klagen, und mir wieder Vorwürfe machen, mich wieder schwer belasten. Ich stehe an Deinem Grab, und meine Sonnenbrille verbirgt nur für kurze Zeit die Tränen, die an meiner Wange nach unten rollen. Damals konnte ich nicht wei-

<sup>1</sup> Max Frisch: *Fragebogen*, Frankfurt/Main 1992, S. 29.

nen, damals, als ich das letzte Mal hier war zu Deiner Beerdigung. Damals ging ich an Deinem Grab in die Knie, nahm eine handvoll Erde und schmiss sie wütend und geräuschvoll auf Deinen Sarg, voller Unverständnis, voller Verachtung für Deine Tat, die mich so getroffen, mich so schwer verletzt hatte. Davor, bei der Trauerfeier in der kleinen Kapelle, löste ich ein, um was Du mich in Deinem Abschiedsbrief gebeten hattest, ich improvisierte auf der Orgel, anfangs noch verhalten, dann immer verzweifelter werdend, voller Schmerz und Wut, bis ich irgendwann wie ein Verrückter auf die Tasten einschlug und mich jemand von hinten bat, ein Ende zu finden. Lange konnte ich Dir nicht verzeihen, lange konnte ich Dir nicht vergeben, dass Du mich allein gelassen, dass Du Dich so aus der Affäre gezogen hast.

Heute weiß ich, dass Du damals wahrscheinlich keine andere Wahl hattest, aber diese Einsicht hat lange auf sich warten lassen, hat mich viel Zeit und viel Kraft gekostet. Nach Deinem Selbstmord war mein Leben nicht mehr wie zuvor, nichts war mehr wie zuvor, Deine Tat hatte für uns Überlebende Konsequenzen, die Du bestimmt nicht kalkulieren konntest, geschweige denn wolltest. Die Konsequenz für Dich, also Dein eigener Tod, scheint Dir hingegen Wunsch und Wille gewesen zu sein. Es ist mir bis heute unklar, wie hoch der Anteil der Verzweiflung an Deiner Entscheidung gewesen sein muss. Natürlich fällt so eine Entscheidung *nur* aus Verzweiflung, das ist mir wohl klar, und genau das gehört zweifelsohne zum Schwersten, was man als Überlebender aushalten muss, nämlich die sich immer wiederholende Vorstellung dieser unendlichen Verzweiflung, die der geliebte Mensch durchlitten haben muss. Was ich sagen will, ist, dass mir bis heute nicht klar ist, wie groß der spontane, der affektive Anteil war, in welchem Maße Deine Tat vorhergeplant, wie stark und wie lange Deine Überzeugung dieser Tat gegenüber gewachsen war. Denn darüber hast Du uns nichts hinterlassen, und wir werden uns zeit unseres Lebens darüber unsere Herzen und Köpfe zerbrechen.

Du klingelst, ich wohne noch bei meinen Eltern, Du trittst zur Tür herein, kommst aber nicht sofort in mein Zimmer, wie du es sonst immer getan hast, sondern ich höre Dich mit meinem Vater reden, lange, zu lange. Voller Elan setzt Du Dich dann bei mir aufs Bett, erzählst mir vom Friedhof, wo Du die letzten Stunden verbracht hast, meditierend, wo Dir alles klar wurde, wo das Universum plötzlich innehielt und Dir Lösungen und Einsichten verriet. Dass Du Deinen Geldbeutel verloren hast, erzählst Du mir atemlos, dass das aber so habe sein müssen, denn es sei angekündigt gewesen, natürlich nur Dir, und dass Du die letzten Nächte Deine Kräfte gebündelt, dass Du fast eine Woche nicht mehr geschlafen hättest, um das zu schauen, was nur wenigen vorbehalten bliebe, dass sich jetzt nämlich alles klären werde, dass sich jetzt Musik, Malerei und Literatur zu einer Symbiose sondergleichen erheben werden in

Deinem Bewusstsein, und dass ein kleines, hageres Männchen Dir auf dem Friedhof eine Nachricht zugesteckt habe, eine Nachricht, die Du mir leider nicht zeigen dürftest, denn das musstest Du dem Männchen versprechen, sonst sei ja alles nichtig, sonst sei ja alles hinfällig, und das sei doch schade, jetzt, wo Klarheit sich ankündigt, endlich, wo alles sich verbinde. Ich möchte Dich schütteln, Dir ins Gesicht schlagen, mit Gewalt möchte ich dem entgegentreten, was Dich da in seinen Besitz genommen hat, aber ich kann nicht, kann gar nichts, sitze Dir nur gegenüber, und Du erzählst weiter, mit leuchtenden Augen erzählst Du weiter von Deinen Gesichtern, von dem Männchen, von den Aufträgen, die Du erhalten hättest, von den Farben, die mit Dir sprächen und die manchmal so intensiv seien, dass Du sie kaum aushalten könntest, und irgendwann stehe ich auf, gehe ins Wohnzimmer, höre Dich im Zimmer weitererzählen und starre hilflos meinen Vater an, der schon begriffen hat, was zu tun ist, der Deine Eltern anruft, während Du weitererzählst, von der Sonne, der liebenden, die Du ein wenig beiseite schieben musstest, damit sie euch nicht so blendete, als ihr unter dem Baum auf dem Friedhof saßt, Du und Deine Freunde, die Toten, die Dir großzügige und wertvolle Tipps gaben, während mein Vater telefoniert, dann Dich und Dein Fahrrad ins Auto packt, zu Deinen Eltern fährt, wo Du wenige Stunden später von den Männern in Weiß abgeholt wirst, die Dir Spritzen in den Arm rammen, die Dich auf der Bahre festschnallen, denn Du wehrst Dich natürlich, denn wieso solltest Du gerade jetzt ins Krankenhaus müssen, jetzt, wo Du doch gerade anfängst zu begreifen, wie alles zusammenhängt, wie eins ins andere greift, das Große und das ganz Kleine, das scheinbar Nichtige und das Erhabene, alles ist jetzt eins, alles eins in Dir.

Du bist verrückt geworden, jetzt weiß ich es, Du bist einer jener Verrückten geworden, über die und von denen wir gelesen habe, die uns fasziniert haben, aber jetzt, wo Du nun zu ihnen gehörst, wo Du nun einer von ihnen bist, jetzt weiß ich, dass Du nicht mehr bei mir bist, dass Du mich bereits verlassen hast.

Ich steige zu Deinen Eltern ins Auto, wir sprechen nicht, d.h. Dein Vater und ich sprechen nicht, Deine Mutter dafür umso mehr, die ganze Fahrt lang redet sie auf mich ein, sagt, dass das doch alles unverantwortlich sei, da müsse man doch durchdrehen, wenn man sich mit solchen Dingen beschäftige, wenn man solche Texte lese und schreibe, das sei so was von krank, und ich hätte doch merken müssen, dass da was nicht stimmte mit Dir, aber nein, stattdessen hätte ich mitgemacht, hätte Dich womöglich noch unterstützt in diesem Wahnsinn, und ich solle mal ganz gut überlegen, ob mit mir eigentlich alles in Ordnung sei, und ich entgegne ihr nichts, kann ihr nichts entgegnen, bin still, schaue nach draußen, die Landschaft fliegt an uns vorüber, wir fahren über die Autobahn, nur kurz, nehmen dann schon die nächste Ausfahrt, fahren über Dörfer, bis wir schließlich auf dem Besucherparkplatz des psychiatrischen Landeskrankenhauses aussteigen. Die Bezeichnungen »Irrenanstalt« oder »Klapse« mag ich lieber,

sie scheinen mir irgendwie echter, weniger verlogen zu sein, scheinen mir die Dinge eher auf den Punkt zu bringen, und ich bin sicher, dass Du mir das nicht übel nimmst. Du seiest auf Station 17, Haus 8, in der Geschlossenen, und wir laufen durch den Park, begegnen seltsamen Gestalten, jedenfalls bilde ich mir ein, es seien seltsame Gestalten, wir steigen die kleine Treppe hinauf, Deine Eltern fordern mich auf, im Besucherraum zu warten, kehren nach kurzer Zeit zurück, mit Dir, Deine Mutter hält Dich an der Hand, nein, Du hältst die Hand Deiner Mutter, ich erkenne Dich kaum wieder, Du scheinst um mindestens fünfzig Jahre gealtert zu sein, Du hast merkwürdige Hausschuhe an und schlurfst wie ein uralter Mann im Schneckentempo mir entgegen. Dein Blick ist wie tot, da glimmt nichts mehr, da leuchtet nichts mehr, da ist ewige Dunkelheit, Du erkennst mich erst nicht, kannst kaum sprechen, stammelst nur, ebenfalls mit unglaublicher Langsamkeit, ich breche in Tränen aus, nein, ich breche nicht in Tränen aus, nur innerlich breche ich in Tränen aus, äußerlich will ich mir nichts anmerken lassen. Was haben sie nur mit Dir gemacht, wer hat Dich so getötet, und Dein Vater merkt, dass ich überfordert bin und nimmt mich zur Seite, Dein Vater, den ich immer mochte, ob seiner Zurückhaltung, ob seiner bayrischen Gelassenheit, und ich sehe Dir nach, wie Du an der Hand Deiner Mutter mindestens zehn Minuten für die kleine Treppe brauchst, die ins Freie führt, und dann gehe ich auf die Besuchertoilette, kann es nicht fassen, kann nicht fassen, was hier geschehen ist und geschieht, nein, das hier ist echt, ist wirklich, das ist kein Buch von oder über Robert Walser, Antonin Artaud, Fernando Pessoa, Adolf Wölfli, Alexander März oder Jakob van Hoddis und wie all die anderen Wahnsinnigen, die jetzt Deine Kollegen sind, heißen, nein, das bist Du, hier geht es um Dich, um Deine und damit auch um meine Geschichte, um unsere Gegenwart, die wir gezwungen sind, wahrzunehmen und auszuhalten, und ich schütte mir kaltes Wasser ins Gesicht, wieder und wieder, bis ich mich endlich raustraue, zu Dir in den Park, wo ich immer ein wenig hinter Deinen Eltern stehe, wo ich Dich Deinen Eltern überlasse, mich immer ein wenig im Hintergrund halte, bis wir uns irgendwann verabschieden, Deine Eltern Dich auf die Station zurückbringen und ich rauchend auf dem Parkplatz auf unsere Rückfahrt warte.

– *Rundes Oval Glas / Ebnes Rot Wein / Meine Zigarette weiß / Mein Atem grau* –<sup>2</sup>

Deine Gedichtzeilen haben mich begleitet in diesen achtzehn Jahren, sind immer wieder in meine Erinnerung zurückgekehrt, besonders hier, in meiner Lieblingskneipe, die ich durch Dich kennengelernt habe. Dort, gleich links neben dem Eingang bist Du gerne gesessen, in einem der schwarzen kleinen Korbstühle, hast mich beobachtet, falls ich Dich nicht sofort bemerkt haben sollte, wenn ich mit dem Rücken zu Dir die Kneipe betrat, hast mich dann angelächelt, wenn ich mich zu Dir setzte an den Tisch, an Deinen Tisch, der immer

<sup>2</sup> Jörg Schemmerer: *Drinne/Draußen*, unveröffentlicht.

gleich aussah. Neben dem Rotweinglas das Tabakpäckchen, sorgfältig zusammengefaltet, die Filter parallel dazu, daneben meist Dein kleines Notizbuch mit dem eingeschobenen Stift. Die Zigarettenblättchen blieben Dir oft an der Lippe kleben und noch heute erinnere ich mich genau an Deine Geste, wie Du die Zigarette von den Lippen zu nehmen versuchst, ein wenig den Kopf nach vorne neigst, als Du merkst, dass das Papier an der Lippe klebt, Du dann mit der Zunge befeuchtend nachhelfen musst, damit die Haut nicht abgerissen wird und am Blättchen haften bleibt. Zu der Zeit trank ich noch selten Alkohol, meistens bestellte ich mir einen Kaffee oder eine Cola, und dann saßen wir erst schweigend nebeneinander, rauchten, schauten in den großen Raum, den ich immer auch deshalb geliebt habe, weil er an eine kleine Bahnhofswartehalle erinnert, und irgendwann stellst Du eine Frage, in den Raum oder an mich, und wir beginnen unser Gespräch. Du hast meine Perspektive immer sehr geschätzt, hast meine Meinung gesucht, hast mir sogar manches Gedicht, manche Kurzgeschichte gewidmet, und heute glaube ich, Du hast mich überschätzt, damals, als noch nicht abzusehen war, wie wir uns entwickeln würden. Wenn ich in meiner Lieblingskneipe am Tresen stehe, frage ich mich oft, wie das wohl heute wäre, wenn Du links neben dem Eingang sitzen würdest, ein paar Schritte von hier entfernt und ich mich zu Dir setzte, mir einen Espresso und einen Grappa bestellte, Dir Feuer gäbe, ob wir dann immer noch erst schweigend rauchen würden, ob Du mir noch immer Fragen stellen würdest, ob Du immer noch interessant fändest, was ich zu antworten hätte. Was hätten wir uns heute zu berichten, wie würden wir uns heute begegnen, wie würdest Du heute zu mir sprechen? Wer und wie wärest Du heute?

*– Rundes Oval Glas / Ebnes Rot Wein / Meine Zigarette weiß / Mein Atem grau –*

Oft stehe ich mit dem Rücken zum Tresen, den Blick nach draußen gerichtet, haarscharf an Deinem Platz rechts neben dem Ausgang vorbeistarrend, diese Zeilen still rezitierend. Kaum einer hat Notiz von Deinem Schreiben genommen, Du bist nicht berühmt geworden, wie der Schreibende es sich zumindest insgeheim meist wünscht. Du wirst nie wieder hier sitzen, nie wieder wirst Du hier auf mich warten, nie wieder werde ich Dir hier an einem Sonntagabend begegnen, ich aber stehe umso öfter noch hier, bin immer noch da, mich an Dich erinnernd und nun durch mein Schreiben andere an Dich erinnernd.

Dein Schreiben war Dir Tor zu einer anderen Welt, zu der ich keinen Zugang hatte, Dein Schreiben hat Dich entführt, hat mir Dich entzogen. Dein Schreiben hat mich dennoch in seinem unaufhörlichen Fragen befördert, ermutigt, Dein Schreiben und meine Erinnerung an Dein Schreiben sind mir dadurch Tor zum eigenen Schreiben geworden.

So finde ich mich Dir schreibend gegenüber, finde in Dir ein Gegenüber, das dennoch kein Adressat sein kann. Ich richte mich an Dich, ohne Dich erreichen zu können. Ich richte mich an Dich, um mich an mich selbst richten zu können.

*Hörst Du mich?* frage ich Dich und weiß doch genau, dass ich mich selbst anrufe, dass ich mir selbst zurufe.

*Hörst Du mich?* frage ich mich also wiederholt, *Hörst Du mich?*

Aber indem ich diese Gedanken verschriftliche, richte ich diese Frage nicht nur an mich selbst, sondern zugleich an Adressaten, die ich nicht kenne. Das ist der Unterschied zwischen Gedachtem und Geschriebenem. Geschriebenes schreit förmlich danach, gelesen, von anderen erneut durchdacht zu werden. Geschriebenes, das ausschließlich dem Schreibenden selbst vorbehalten bleibt und niemals dem anderen Blick ausgesetzt wurde, können wir eben aus diesem Grunde nicht kennen.

Selbst geheime Tagebücher, die vorgeben, von völliger Intimität mit ihrem Verfasser zu zeugen, Bücher, die eigentlich nie einer Öffentlichkeit in die Hände hätten fallen dürfen, die nur durch einen besonderen Umstand, ein unerwarteter Tod etwa, der die ursprünglich geplante Vernichtung der Bücher verhinderte, oder durch Unachtsamkeit, die Bücher auf einer Reise im Zug verlierend etwa, oder durch Respektlosigkeit, der Lebenspartner liest etwa heimlich die fremden Notizen, oder durch verbrecherische Absicht, Diebstahl etwa, einem anderen zugänglich werden, sind trügerisch. Die meisten Tagebücher entstehen doch im Wissen oder gar in der Hoffnung auf spätere Würdigung durch Leser, sind also literarische Tagebücher, wie etwa die Aufzeichnungen großer Schriftsteller, die schon im Wissen um ihre spätere Veröffentlichung die besondere Authentizität einer nur für sich gemachten Aufzeichnung eines Gedankens, eines Gefühls, eines Erlebnisses zugunsten literarischer Anforderungen opfern. Die also schon beim Schreiben feilen, schleifen, um Worte feilschen. Liebesbriefe werden so verfasst, immer mit einem Auge auf das sprachliche Niveau, den Bogen spannend, dramaturgisch denkend. Aber die sollen ja auch ein Gegenüber treffen, sind adressiert, sind geschrieben, um gelesen zu werden, werden gestaltet, um zu wirken.

Geschriebenes verlangt danach, überdacht, befragt oder beantwortet zu werden. Geschriebenes ist entäußerter Gedanke, entfremdet, verlagert, vertrieben, ist schon Angebot, schon Auslieferung.

Wer schreibt, ist bereit zur Verletzung, bietet sich an, sucht das Risiko.

Wer schreibt, kann sich aber auch dem eigenen Kalkül nicht entziehen, wer schreibt, plant wie unvermeidlich die Rezeption seines Geschriebenen.

Mein Schreiben als Tor.

Mein Schreiben als Tor verstehen.

Mein Schreiben als Tor zum Verstehen verstehen.

Mein Schreiben als Tor begreifen.

Mein Schreiben als Tor akzeptieren.

Mein Schreiben als Tor zulassen.

Mein Schreiben als Tor erdulden.

Mich mit meinem Schreiben als Tor abfinden.

Im Schreiben wird vieles greifbarer, im Schreiben wird vieles einfacher, im Schreiben kann ich mir und anderen unbefangener begegnen, im Schreiben kann ich den Zuspruch intonieren, den Widerspruch formulieren. Im Schreiben wird die Welt viel kleiner, im Schreiben wird die Welt viel größer. Im Schreiben habe ich Zeit, im Schreiben verliere ich die Zeit, im Schreiben wird das Schreiben selbst zur Aufgabe. Im Schreiben wird alles viel komplizierter, im Schreiben entzieht sich die Welt, im Schreiben erscheint Musik als Erinnerung und in Erwartung. Im Schreiben kann ich verstehen, was ich in Musik nur spüre, im Schreiben kann ich spüren, was ich in Musik nur suche, im Schreiben kann ich nur ahnen, was Musik ermöglicht.

Mein Schreiben ist Tor und Mauer, mein Schreiben fördert und verhindert, mein Schreiben schwindelt und offenbart. Mein Schreiben ist wie mein Komponieren. Mein Schreiben ist dennoch nicht vergleichbar mit meinem Komponieren.

Mein Schreiben als Bewegung ohne Ziel, als Denkbewegung auf schwankendem Grund. Doch hat mein Schreiben meistens einen Grund.

Diesen Text zum Beispiel hätte ich nie geschrieben, wenn ich nicht darum gebeten worden wäre. Wenn ich also nicht um diesen Text gebeten worden wäre, oder mich selbst zu diesem Text gezwungen hätte, hätte ich diesen Text nie geschrieben, diesen Text, den Sie gerade lesen, hätten Sie dann nie gelesen. Sie hätten stattdessen einen anderen Text gelesen, der anstelle meines Textes abgedruckt worden wäre. Vielleicht hätten Sie Ihre Zeit auch ohne jeglichen Text verbracht oder hätten über einen eigenen Text nachzudenken begonnen, was möglicherweise sinnvoller gewesen wäre.

Hätte ich den diesem Text zugrundeliegenden Vortrag nicht gehalten, wäre ich auch nicht in Darmstadt gewesen, mit höchster Wahrscheinlichkeit jedenfalls, ich wäre nicht in Darmstadt gewesen, stattdessen vielleicht in Karlsruhe, höchstwahrscheinlich aber in Paris, wo ich meine Freundin von einem längeren Aufenthalt abgeholt hätte. Wir hätten gemeinsam die Koffer gepackt und uns dabei möglicherweise in die Haare gekriegt, vielleicht aber auch nicht, bestimmt jedenfalls wären wir am Abend in ein schönes Restaurant gegangen oder aber wir hätten kein schönes Restaurant gefunden und uns deshalb in die Haare gekriegt und wären dann in einem schlechten Restaurant gelandet mit geradezu unterirdischer Küche, so wie es einem in Paris leicht ergehen kann, wenn man sich nicht auskennt oder keiner Empfehlung folgt, vielleicht weil man keine bekam oder ihr nicht traute oder weil man weiß, dass derjenige, der sie ausgesprochen hat, über enorme finanzielle Ressourcen verfügt, auf die man selbst keinen Zugriff hat.

Dies alles habe ich nicht erlebt, da ich mich entschieden habe, diesen Vortrag in Darmstadt zu halten. Ich hätte diesen Text also nie geschrieben, wenn ich nicht darum gebeten worden wäre oder mich nicht dazu gezwungen hätte.

Eigentlich sollte ich formulieren, dass ich diesen Text nie zu schreiben *begonnen* hätte, wenn ich nicht darum gebeten worden wäre, denn jetzt im Moment, in dem ich diesen Text zu schreiben beginne, bin ich noch ganz am Anfang, obwohl Sie, die Leser, jetzt in diesem Moment, in dem Sie diesen Text lesen, wie selbstverständlich davon ausgehen, dass das, was ich geschrieben habe, einer Dramaturgie folgt, die Sie zwar nicht kennen müssen, deren Existenz Sie aber erwünschen, erwarten, mindestens jedoch vermuten. Ich jedoch, der ich jetzt, im Moment des Schreibens nicht weiß, wohin mein Schreiben mich führen wird, vertraue blind auf die Fähigkeiten meines Schreibens, vertraue blind meinen Gedanken, wie einem Fremdenführer, einem Ortskundigen, den ich nicht kenne und dem ich trotzdem bereit bin, einen Vertrauensvorschuss zu gewähren. Im Vertrauen auf das, was kommen mag, ohne zu wissen, was und ob es tatsächlich kommt, beginne ich mein Schreiben. Mein Schreiben wird also ermöglicht durch Vertrauen und Hoffnung. Man könnte einwenden, dass dies nicht mein erster Text sei, den ich zu schreiben begonnen habe, und ich daher über etwas Erfahrung beim Verfassen von Texten verfügen müsse. Die Erfahrung, die ich jetzt im Moment allerdings mache, zeigt aber auch, dass dieses Vertrauen zu überraschenden Ergebnissen führen kann. Denn jetzt, in dem Moment, in dem ich den Text schreibe, stelle ich fest, dass ich dieser Erfahrung vielleicht hätte misstrauen sollen, denn das, was gerade noch der Beginn meines Textes zu sein schien, stellt sich plötzlich und unvermittelt als sein Ende heraus.

Wenn Sie spüren, dass Sie Ihrer Aufgabenstellung nicht gewachsen sind, ändern Sie dann die Aufgabenstellung?

Oder scheitern Sie an der ursprünglichen Aufgabenstellung?

Bekennen Sie sich dann öffentlich zu Ihrem Scheitern?

Oder erheben Sie das Scheitern dann ganz einfach zum Prinzip?

Haben Sie schon einmal so getan, als wüssten Sie, was Sie getan haben?